

JÖRG BÖCKEM  
»Danach war alles anders«

### *Buch*

Jörg Böckem führte viele Jahre ein Doppelleben zwischen Journalismus und Heroinsucht. Sein Buch »Lass mich die Nacht überleben« wurde zum Bestseller. In seinem zweiten Buch schildert er unterschiedliche Wege in die Sucht – Erfahrungen, Ängste und Hoffnungen – und manchmal auch wieder heraus. Geschichten und Schicksale anderer Menschen, die von Ausgrenzung und Selbstzerstörung erzählen, von Alkoholismus, Essstörung und Drogensucht. Den Betroffenen ist es oft nur schwer möglich, sich mit der Krankheit offen auseinanderzusetzen. So lässt Böckem im letzten Kapitel einen Wissenschaftler und Therapeuten zu Wort kommen, der für eine wertfreie Betrachtung von Droge und Rausch plädiert.

### *Autor*

Jörg Böckem, geboren 1966, ist freier Journalist und lebt in Hamburg. Er schreibt für »DER SPIEGEL« und »Die Zeit«. Die Geschichte seiner doppelten Karriere als erfolgreicher Journalist und Junkie erzählt er in seinem Buch »Lass mich die Nacht überleben«. Seit September 2001 führt der Autor ein Leben ohne Sucht.

Jörg Böckem

---

»Danach  
war alles anders«

Suchtgeschichten

**GOLDMANN**

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2007

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2006

by Deutsche Verlags-Anstalt, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: plainpicture/Johnér (p3129429)

KF · Herstellung: Str.

Satz: dtp im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 987-3-442-15444-8

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Thomas, Peter,  
Andre und Henri*



# Inhalt

<b>Vorwort</b> . . . . .	11
Alexander Scheer, 29, Schauspieler aus Berlin	
<b>Kinder einer Revolution</b> . . . . .	15
Laura, 17, Schülerin aus Dresden	
<b>Verstecken</b> . . . . .	42
Peter, Polizist, mit 36 Jahren gestorben in Hamburg	
<b>Der Dämon im Kopf</b> . . . . .	63
Bernd, 36, Frührentner aus Hannover	
<b>Aus dem Himmel in die Hölle.</b> . . . . .	99
Axel, Student, gestorben mit 19 Jahren in Kalifornien	
<b>Einfach aufhören geht nicht.</b> . . . . .	152
Georg, 40, Theaterregisseur aus Wien	
<b>Gehirn wegsprengen</b> . . . . .	177
Kristine, 44, Buchhändlerin in Hamburg	
<b>Immer im Kreis</b> . . . . .	254
<b>Nachwort</b>	
von Dr. Henrik Jungaberle . . . . .	293
»Rausch ist gesund«	
Interview mit Dr. Henrik Jungaberle. . . . .	298
<b>Informationsstellen</b>	
für Süchtige und deren Angehörige in Deutschland, der Schweiz und Österreich . . . . .	313



»Aufrichtigkeit ist wahrscheinlich  
die verwegenste Form der Tapferkeit.«

*William Somerset Maugham*



## Vorwort

Der erste Brief kam, bevor mein Buch überhaupt erschienen war. Andrea N. schrieb mir im Dezember 2003, als ich gerade an den letzten Kapiteln von »Lass mich die Nacht überleben – Mein Leben als Journalist und Junkie« schrieb. Mein erstes Buch, in dem ich meine eigene Drogengeschichte erzählt habe, von den Anfängen in Erkelenz, einer Kleinstadt nahe der holländischen Grenze, bis hin zu den letzten Jahren, in denen ich schwer hero-inabhängig war und gleichzeitig in Hamburg als Journalist gearbeitet habe, unter anderem für »Spiegel« und »Zeit«. Da Andrea N. Inhaberin eines kleinen Buchladens ist, hatte sie durch die Ankündigung des Verlages schon Monate vor der Veröffentlichung von meinem Buch erfahren. »Gratulation, dass Sie zu dieser Aufarbeitung fähig waren und noch mehr, dass Sie jetzt ein Leben ohne Sucht führen«, hieß es in ihrem Brief. »Ich habe viele Jahre geglaubt, dass es auch mein Mann schaffen würde. Leider vergebens. Er hat diese Nächte nicht überlebt.«

Nachdem dann im Frühjahr 2004 »Lass mich die Nacht überleben« erschienen war, haben mir dutzende von Lesern ihre Erfahrungen mit Drogen und Sucht erzählt, in Briefen, E-Mails, privaten Gesprächen und auf Lesungen im ganzen Land. Menschen aller Altersgruppen, aus allen Schichten und Regionen haben mir von ihrer eigenen Abhängigkeit oder der ihrer Angehörigen berichtet, von Alkoholismus, Essstörung, Drogensucht oder Selbstverletzung.

Drogen und Sucht schienen mir mit einem Mal wieder allge-

genwärtig. Mein türkischer Gemüsehändler in Hamburg erzählte mir von seinen Erfahrungen mit Heroin, ein Taxifahrer in Wien, der mich vom Flughafen zu meinem Hotel fuhr, von seinem Opiumkonsum. Und der Trainer in dem Fitnessstudio, in dem ich seit mehr als einem Jahrzehnt trainiere, eröffnete mir, dass er, Anfang fünfzig und Familienvater, seit ungefähr dreißig Jahren jeden Abend kiffte. Ich traf Kollegen aus den Medien und der Werbung, sogar einen ehemaligen Bundesminister, die mir alle von ihren Erfahrungen mit Alkoholismus, Drogenabhängigkeit und süchtigen Familienmitgliedern oder Freunden berichteten. Der Theaterregisseur, der mein Buch für die Bühne adaptierte, der junge Schauspieler, der das Hörbuch las – auch sie haben ihre persönliche Geschichte von Rausch und Sucht. Es sind Erfahrungen, die ihr Leben noch heute beeinflussen. Sucht beginnt weder mit dem ersten Konsum der Droge, noch endet sie nach dem letzten Druck, dem letzten Schluck.

Zwei Jahrzehnte hat meine eigene Heroinabhängigkeit mein Leben geprägt, trotzdem war ich überrascht, wie sehr die Sucht den Alltag vieler Menschen in diesem Land bestimmt, wie häufig das damit verbundene Leid und die Verzweiflung schamhaft verborgen werden müssen und wie schwer es für die Betroffenen ist, sich offen mit der Krankheit auseinanderzusetzen. Sogar diejenigen, die in Lesungen das Gespräch gesucht haben, häufig Eltern, Lehrer oder Freunde von Drogenkonsumenten, haben oft ihr Unverständnis und ihre Hilflosigkeit geäußert und waren in ihrem Denken und Reden über Rausch und Sucht häufig von Vorurteilen und Klischees geprägt.

»Sucht hat immer eine Geschichte« lautet ein Leitsatz der Suchtprophylaxe. In diesem Buch habe ich versucht, einige dieser Suchtgeschichten zu erzählen, unterschiedliche Wege in die

Sucht – und manchmal auch wieder heraus. Es wurde eine Reise durch ein suchendes und oftmals süchtiges Land.

Dr. Henrik Jungaberle, Wissenschaftler und Therapeut am Institut für Medizinische Psychologie des Universitätsklinikums Heidelberg, hat als Koordinator der RISA-Studie über vier Jahre die Konsummuster von Benutzern psychoaktiver Substanzen erforscht. Er ist zu sehr differenzierten Ergebnissen gelangt und hat alternative Konzepte für den Umgang mit Konsumenten, für Prävention und Therapie entwickelt. Er hat die Aufgabe übernommen, die geschilderten Einzelschicksale im Gespräch mit mir in einen größeren Zusammenhang zu stellen und die Mechanismen von Rauschmittelkonsum und Abhängigkeit sowie generelle Merkmale von süchtigem Verhalten an diesen Beispielen zu verdeutlichen.

Jörg Böckem  
Dezember 2005



Alexander Scheer, 29, Schauspieler aus Berlin

## Kinder einer Revolution

Eine Gaststätte im Hamburger Stadtteil St. Georg. In den angrenzenden Straßen offene Drogenszene, Straßenstrich, Cafés und Clubs der Schwulenszene, der Hauptbahnhof und das Hamburger Schauspielhaus. Der Mann, der die Kneipe betritt, fällt auf. Er ist Ende zwanzig, hoch aufgeschossen und nadeldünn. Er trägt eine Sonnenbrille mit großen dunkelbraunen Gläsern und eine Häkelmütze mit Ohrwärmern in braun und orange. Seine dunkelbraune Lederjacke ist zerschlissen, seine Armeehose stammt aus NVA-Beständen. Er sieht sich um. Sein schlaksiger Körper scheint ständig in Bewegung. Ein Auftritt wie in einem Western, wenn der Revolverheld sagt: »Hier bin ich! Es kann losgehen!«

Alle Köpfe im Raum wenden sich ihm zu. Er beherrscht den großen Auftritt. In der vergangenen Nacht hat er den Othello gespielt, in einer gefeierten Inszenierung des Regisseurs Stefan Pucher am Hamburger Schauspielhaus, ist wie ein Derwisch über die Bühne gefegt, um am Ende verausgabt den Jubel zu genießen. Bei all seiner Energie, seinem Verlangen nach Aufmerksamkeit, wirkt er doch unangestrengt und unverstellt. Er ist einer, der sich kopfüber in die Welt wirft, kompromisslos und ohne Zögern.

»He Mann, schön, dass wir uns endlich treffen«, sagt er und nimmt die Sonnenbrille ab. »Ich bin Scheer.« Alexander Scheer ist Schauspieler, er soll die Hörbuchfassung meines Buches lesen. »Dein Buch hat mich sehr an die neunziger Jahre in Berlin

erinnert«, sagt er. »Damals haben wir alles an Drogen genommen, was wir bekommen konnten. Eine großartige Zeit. Zumindest zu Anfang.«

Alexander Scheer wird am 1. Juni 1976 im Ostberliner Bezirk Lichtenberg geboren, er ist das erste Kind und wird das einzige bleiben. Sein Vater arbeitet als Abteilungsleiter im »Rechenzentrum für Datenverarbeitung«; seine Mutter ist Hausfrau, sie strickt Jacken und Pullover, die sie an Nachbarn und auf Märkten verkauft. Einige Jahre nach Alexanders Geburt zieht die Familie nach Friedrichshain, in eine geräumige Dreizimmeraltbauwohnung mit großer Küche, Balkon und Erker. Im Hof vor Alexanders Fenster steht eine Kastanie.

Alexander ist ein guter Sportler, schnell und ausdauernd, sein Sportlehrer würde ihn gerne zum Boxer ausbilden. Aber die Eltern sind dagegen. Auch als Läufer und Springer gehört er zu den Besten an seiner Schule. Nur bei Weitwurf versagt er – die Handgranatenattrappen, mit denen er im Sportunterricht werfen muss, schlagen schon nach zehn Metern auf. Im Ernstfall hätte er wahrscheinlich seine Einheit in die Luft gesprengt.

Alexander liebt Filme, vor allem Science-Fiction-Filme, Western mit John Wayne, Mantel-und-Degen-Filme und »Ein Colt für alle Fälle« im Westfernsehen. Sein Taschengeld trägt er ins Kino. DEFA-Filme, »Winnetou«, »Die Olsen Bande«; eine Vorführung kostet fünfzig Pfennig. An besonders guten Tagen auch mal ein Film aus Hollywood. Aber die sind teuer. Für »E.T.« geht das Taschengeld eines gesamten Monats drauf, 3,20 Mark muss er im Kino »Kosmos« zahlen. Alexander ist wie vernarrt in diesen Film, wieder und wieder sitzt er mit klopfendem Herzen und aufgerissenen Augen im Kino, ungefähr ein dutzend Mal. An den Wochenenden baut er den Kopf des Außerirdischen in Ori-

ginalgröße nach, sein Vater hilft ihm, sie formen ein Drahtgestell, rühren Pappmaschee und Latexfarbe an. Aus Knetgummi modelliert Alexander das Gesicht, für die Augen benutzt er die Gläser einer alten Skibrille.

Filme verzaubern ihn. Er klebt sich Bärte an, malt sich Einschusslöcher auf die Stirn, bastelt zusammen mit seinem Vater aus Niveadosen und Holz eine Steinschlosspistole, wie sie in den alten Filmen benutzt wird. Von einem Besuch bei Verwandten in Westdeutschland schmuggelt ihm seine Mutter ein Buch über Special Effects über die Grenze, er vergräbt sich tagelang darin. Er beginnt zu experimentieren, mischt braunen Büroleim mit weißem Puder und rot-weißer Zahnpasta, so lange, bis die zähe Masse die Farbe der menschlichen Haut annimmt. Daraus modelliert er sich eine neue Nase, die täuschend echt aussieht. Zumindest aus einigen Metern Entfernung. Alexander ist ziemlich stolz auf diese Nase.

Er besitzt ein einziges »Donald Duck«-Heft, die sind schwierig aufzutreiben in der DDR. Also beginnt er, selbst Comics zu zeichnen. Später experimentiert er mit Vorlagen für Zeichentrickfilme, zeichnet seine Bilder auf durchsichtige Folien. Auch sein erstes Poster malt er sich selbst, ein Poster von Elvis. Er überträgt das Cover einer Elvis-Platte auf eine Folie, die er von hinten bemalt. Irgendwann werden die Farben klumpig und bröckeln ab, Elvis verliert seine Form. Wie im richtigen Leben.

Alexander beginnt, Gitarre zu spielen, übt die Songs von Elvis, ohne Noten, im Osten kursieren lediglich Fotos von Notenblättern auf Trödelmärkten, unter dem Tisch gehandelt für eine Menge Geld. Also verlässt er sich auf sein Gehör.

Mit ein wenig Fantasie und viel Enthusiasmus kann man beinahe alles erreichen. Und ziemlich viel Spaß haben. Eine Lektion, die sein Leben prägen wird.

Am 1. Mai 1987 marschiert die NVA durch die Frankfurter Allee. Alexander hat schulfrei. Er ist elf Jahre alt und steht mit seinen Freunden, allesamt Jungpionieren, in Uniform am Straßenrand und schwenkt Wimpel mit Hammer und Sichel und eine Fahne mit dem Wappen der DDR. Ein japanischer Tourist filmt mit seiner Sony-Kamera die Parade und die Jungs mit ihren Fahnen und Wimpeln. Anschließend zeigt er ihnen die Aufnahme auf dem eingebauten Monitor. Zum ersten Mal sieht Alexander sich selbst in einem Film. »Was ist das denn?«, denkt er. »Wie kann der den Film so schnell entwickeln?«

»Das ist Video«, sagt der Japaner und lächelt. Video. Für Alexander klingt das wie ein Zauberwort.

Der Japaner kauft den Jungs ihre Fahnen ab. Er will sie in Ostmark bezahlen, aber sie handeln zehn D-Mark aus, Westgeld, ein kleines Vermögen. Sofort stürmen sie den nächsten Inter-shop, geben das ganze Geld für Überraschungseier und Milky Way aus. Intershops sind das Größte, ein Schlaraffenland. Dort riecht es sogar anders. So muss der Westen sein. Die Mauer sieht Alexander nur sehr selten. Manchmal spürt er sie. Zum Beispiel wenn er davon träumt, ein Filmstar zu sein. So einer wie die in den Filmen aus Hollywood, denn die Stars der DEFA sind nur wenig glamourös. Aber er hat keine Ahnung, wie das gehen soll. Hollywood liegt im Reich des Bösen. Oder Popstar, aber das ist auch nicht einfacher, vor allem wenn man nicht die Puhdys, sondern Elvis Presley vergöttert. Egal. Alexander weiß, er möchte berühmt werden, Musik machen, Filme drehen, malen. Aber zuerst wird er wohl zur Armee gehen. Und dann wird er sich etwas suchen, irgendeinen Beruf, der mit Musik oder Kunst zu tun hat. Irgendeinen Job bekommt ja jeder in der DDR. Da wird auch für ihn etwas dabei sein. Um die Zukunft macht er sich nur selten Gedanken. Seine Welt ist geordnet.

Im Sommer 1989 verschwindet Alexanders Klavierlehrerin. Einmal die Woche ist er in den vergangenen zwei Jahren zu ihr nach Pankow gefahren. Sie hat ihm Stücke von Bach oder Tschaikowsky vorgespielt, Alexander hat neben ihr gegessen, konzentriert zugehört und genau auf ihre Hände geachtet. Dann hat er die Stücke nachgespielt, aus dem Gedächtnis Fingerstellung und Tonfolgen kopiert, ohne sich mit Noten zu plagen. Als er an einem Mittwoch im August an ihrer Tür klingelt, reagiert niemand. Vergangene Woche hat die Lehrerin ihm ihren Klavierhocker geschenkt. Da hat er sich schon gewundert. Sie hat ihren Termin noch nie vergessen. Später erfährt er, dass seine Klavierlehrerin sich über Ungarn in den Westen abgesetzt hat.

Am Morgen des 10. November 1989 weckt ihn sein Vater mitten in der Nacht. »Alex, aufstehen, die Mauer ist auf«, sagt er aufgeregt. In der Stimme seines Vaters schwingt auch Sorge mit. »Jetzt wird es gefährlich, bald haben wir Kapitalismus, dann geht es nur noch um Geld.« Alexander ist dreizehn. Es ist das Ende der Welt, wie er sie kennt. Mit einem Mal ist alle Ordnung vergangen.

»Das war der Big Bang«, sagt Alexander Scheer heute. Ein Altbau in Berlin Prenzlauer Berg, im Erdgeschoss der Laden eines asiatischen Lebensmittelhändlers, an der Straßenecke die U-Bahn-Station Eberswalderstraße. Er wohnt in der dritten Etage, zwei Zimmer, 68 Quadratmeter. Die Wohnung sieht aus wie eine Trödelmarkthalle oder die Requisitenkammer eines Theaters – vollgestellt mit technischen Geräten und Musikinstrumenten, Gitarren, Trommeln, Monitoren und Stapeln von Schallplatten. In der Ecke ein Klavier, daneben ein Bonanza-Rad und eine Staffelei. Die Bilder an den Wänden hat er selbst gemalt, auf der Toilette starrt einen Al Pacino vom Klodeckel an.

In einem Erker vor dem Fenster zwei Sitzkissen und ein klei-

ner Tisch – eine kleine Insel inmitten des Durcheinanders. Unter einer Zimmerpalme auf dem Fensterbrett steht E.T.

»Als die Mauer fiel, war ich dreizehn Jahre alt«, sagt Scheer. »Plötzlich war nichts mehr wie vorher. Das ganze Land veränderte sich. Und ich mich auch. Im Frühjahr 1990 kam der Stimmbruch, meine Hormone spielten verrückt, und die neunziger Jahre hatten begonnen.« Er drückt seine Zigarette im Aschenbecher aus. Er hat sie bis auf den Filter runtergeraucht. Scheer kostet alles bis zum letzten Zug aus. »Das ist das Besondere an meiner Generation«, sagt er. »Eben waren wir noch Thälmannpioniere mit roten Halstüchern und wollten Kosmonaut werden oder Rockstar, irgendetwas, von dem wir ahnten, dass wir es wohl nie sein würden. Und dann war das ganze Land in Bewegung, ein Volk ging auf die Straße und zwang den Staat in die Knie. Plötzlich gab es Synthesizer, die Rolling Stones, Computer, Haschisch, Techno, Coca Cola, Privatfernsehen und Video. Wir sind Kinder einer Revolution.« Seine Augen leuchten. »Wir hatten keine Ahnung von Sex oder von Rock'n Roll, und von Drogen hatten wir auch noch nie gehört.«

Seinen ersten Joint raucht er mit fünfzehn. Ein Jahr zuvor ist Alexander Scheer an die Händel-Schule gewechselt. Sie galt lange Zeit als Eliteschule, ihr Schwerpunkt liegt auf musischen Fächern. Hier wurden in den vergangenen Jahrzehnten Musiker und Musiklehrer ausgebildet. In der DDR war es üblich, dass jeder Schüler, der eine besondere Begabung zeigte, an eine entsprechende Schule wechselte. Jetzt, nach der Wende, gibt es diese Spezialschulen offiziell nicht mehr. Also ist die Händel-Schule kurzerhand zum Gymnasium umdeklariert worden. Scheer, der neben Gitarre und Klavier mittlerweile auch Schlagzeug spielt, fühlt sich dort wie im Paradies – in jedem Klassen-

raum steht ein Klavier, die Jungs tragen mondäne Anzüge und rauchen Pfeife, die Mädchen tragen orientalische Kleider, in den Pausen spielen sie Flöte. Wenn sie über den Schulhof laufen, bimmeln kleine Glöckchen, die an einem Silberkettchen um ihre Fußgelenke baumeln. Noch bevor sein erstes Schuljahr an der Händel-Schule beginnt, kauft Scheer sich seinen ersten Anzug, eine Pfeife und eine Taschenuhr an einer silbernen Kette. Alexander nennen ihn nur noch seine Eltern und die Lehrer an der Schule.

An seinem dritten Schultag hört er aus einem Klassenraum ein Klavier und eine Stimme, die »Rocky Racoon« von den »Beatles« singt. In dem leeren Klassenzimmer sitzt ein Junge am Klavier, er trägt ein grünes Jackett und dazu eine weinrote Hose mit Schlag, sein dunkelblondes Haar ist kurz geschnitten. Als er Scheer im Türrahmen stehen sieht, lächelt er. »Kannst du mir das beibringen?«, fragt er. Der Junge heißt Steve Patuta, er ist ein Jahr älter als Scheer. Von diesem Tag an sind die beiden Freunde.

»Zu dir, Alexander, Folgendes«, sagt Scheers Klassenlehrerin zwei Wochen später in scharfem Ton. »Pass auf, mit wem du dich hier anfreundest. Du bist so ein netter Junge. Ich habe gesehen, wie du auf dem Schulhof mit Steve Patuta Pfeife geraucht hast. Das ist kein guter Umgang.« Doch dieser Umgang ist das Beste an der Schule.

Nirgends spürt Scheer die Verwirrung und Angst der Wendejahre, den Verlust von Heimat so deutlich wie in der Schule. Wie geht das, ein neuer Staat werden? Was für eine Schule sind wir überhaupt, Realschule, Gymnasium, Gesamtschule oder was? Wie sollen dieselben Lehrer, die noch vor einem Jahr sozialistische Wahrheiten gepredigt haben, die Welt plötzlich neu erklären? Und vor allem: Wie soll man die noch ernst nehmen? Die alten Schulbücher haben ihre Gültigkeit verloren, neue gibt es

noch nicht. Nur einen großen Fotokopierer von Rank Xerox, mit dem die Seiten westdeutscher Schulbücher kopiert werden. Scheers Klassenlehrerin kann noch nicht einmal den Markennamen fehlerfrei aussprechen.

Die Lehrer können keine Fragen beantworten und wissen selbst nicht, wo ihr Platz in diesem neuen Staat sein soll oder ob sie nächsten Monat noch unterrichten dürfen. Die Ersten sind schon wegen ihrer Kontakte zur Staatssicherheit aus dem Schuldienst entfernt worden. Schule ist Zeitverschwendung, uninteressant und unglaublich. Zeit zu verschwenden ist eine Sünde. Die Welt außerhalb der Schulmauern ist viel aufregender. Wozu im Unterricht sitzen, wenn man jeden Tag Filme von Fellini, Godard, Polanski und Scorsese sehen kann? Wenn es jeden Abend Live-Konzerte gibt und Partys in besetzten Häusern und leerstehenden Fabrikhallen? Wenn es stündlich Neues zu entdecken gibt, Musik, Sex, Drogen?

Haschisch ist die erste Droge, die Alexander Scheer kennen lernt. Eine Feier an seiner Schule, einige ältere Jungs aus einer Nachbarschule haben das Dope mitgebracht und drehen den Joint. Früher am Abend hat Scheer mit seiner Band auf der Bühne gestanden. Er spielt Schlagzeug, die Band heißt »Plastic Explosion«, er hat sie gemeinsam mit vier anderen Jungs gegründet, die ebenfalls die Händel-Schule besuchen. Der Name scheint ihnen passend – »Plastic« wie all das Neue aus dem Westen und »Explosion« wie das, was im Osten passiert ist in den vergangenen zwei Jahren. Wenn sie auf Schulfesten in ihren Anzügen und mit dunklen Sonnenbrillen Coverversionen von den »Rolling Stones« und den »Beatles« spielen, himmeln die Mädchen sie an.

Scheer beobachtet, wie einer der Jungs aus der Nachbarschule einen Joint dreht. Er will auch kiffen, unbedingt. All die Jungs